Antijudaismus wieder gesellschaftsfähig?

Autor(en): **Bigler, Kurt**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **55 (1976)**

Heft 8-9

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-339198

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Kurt Bigler

Antijudaismus wieder gesellschaftsfähig?

«Grosses Bundesverdienstkreuz»

Bernt Engelmann ist bekannt geworden durch seine vielgelesenen und häufig zitierten Sachbücher, besonders durch seine packende Anti-Geschichte «Wir Untertanen» und «Einig gegen Recht und Freiheit», in welcher der «offiziellen» Geschichtsschreibung (der mit dem Blick nach und von oben) eine Geschichte aus der Perspektive des Kleinen, Getretenen, Geschundenen entgegengestellt wird. Hier nun legt Engelmann einen Bericht vor, den er «Tatsachenroman» nennt, der aber nichts weniger als ein Roman ist, wenn seine Story auch formal romanesk ist. (Rororo: «Grosses Bundesverdienstkreuz», Taschenbuch.)

In einer Erbschaftsangelegenheit begibt sich ein junger amerikanischer Rechtsanwalt für einen jüdischen Klienten, dessen Familie in Polen im Zweiten Weltkrieg liquidiert worden ist, nach Deutschland, um dort einem Gemälde von Caspar Friedrich David nachzuspüren, an dessen Rückseite einst Dokumente versteckt worden sind, welche die Erbberechtigung des Klienten nachweisen sollen. Zweierlei entdeckt sich dem zuerst ungläubig staunenden, dann erschütterten Juristen: rückblickend offenbart sich ihm jüdisches Schicksal, das ihm bisher als Abstraktum erschienen ist. Nationalsozialistische Würdenträger, identisch mit Grossunternehmern und Fabrikanten, lassen polnischen Juden eine «Sonderbehandlung» zukommen, nachdem sie ihres Besitzes beraubt und bis zur physischen Erschöpfung als Arbeitstiere ausgebeutet worden waren. Nicht genug der grauenvollen Ausrottung – der neutrale Besucher wird darüber hinaus inne, dass Helfershelfer von Mördern und Bestien, selbst Räuber, schwerst Belastete, heute als Ehrenmänner, Grossunternehmer, Wirtschaftsführer, ja Träger des Bundesverdienstkreuzes sich nicht nur bester Gesundheit erfreuen, sondern auch der im Kriege auf höchst fragwürdige Weise erworbenen Besitztümer. Einer gehört sogar einem Ausschuss zur Wiedergutmachung von Verbrechen an Juden an und bereist Israel. Das alles ist nur äusserer Rahmen. Engelmann wartet in seinem vieldiskutierten und selbstverständlich scharf kritisierten «Tatsachenroman» mit einer minutiösen Dokumentation auf, stellt Zusammenhänge zwischen einst und jetzt her, zählt auf nicht weniger als acht Seiten prominente Namen des bundesdeutschen politischen Alltags auf. Alles ehrbare, respektable Leute. Selbst die Hälfte an Realität genügte zum Skandal.

Dieses Buch erscheint gerade im rechten Augenblick, in welchem die Frage eines latenten Antijudaismus mir wieder sehr aktuell geworden zu sein scheint.

Antijudaismus verpönt oder «in»?

Lange Jahre nach dem furchtbaren Erwachen aus dem grausigen Albtraum des Zweiten Weltkrieges war jede Form des Antisemitismus absolutes Tabu. Er durfte sich nicht äussern, war nicht gesellschaftsfähig, schien so verabscheungswert, wie er's verdient. Dem ist heute offensichtlich nicht mehr so. Die Zeichen häufen sich überall: in Ost und West. Wir wissen von der offiziellen antijüdischen Politik in Polen und der Sowjetunion, brauchen aber nicht so weit zu fahren. In nächster Nähe steht das Menetekel an der Wand. In Lausanne wurde kürzlich das an den Millionen-Massenmord an der europäischen Judenheit mahnende Denkmal verschmiert, beschmutzt und entweiht; in Paris erscheint eine grob antisemitische Zeitung, welche danach ruft, sich des Judenpacks zu entledigen. In England halten Nazis offene Versammlungen ab, im süddeutschen Raum sollen naziähnliche Gruppen im Wald wie vor Hitlers Zeiten Übungen abhalten. Natürlich unter einem «Führer». In einem bekannten Berliner Gymnasium haben die Schüler, wie ich einem deutschjüdischen Gemeindeblatt entnehme, unter Duldung der Lehrerschaft, das ominöse Horst-Wessel-Lied, das Kampflied der braunen Horden, erklingen lassen, ihre Geschichtslehrerin begrüssten sie mit «Sieg Heil», eine jüdische Mitschülerin wurde in unflätigstem Nazijargon beschimpft, ein Lehrer bezeichnete Schüler als «krummbeinige Synagogendiener», und sogar Hitlers Bild wurde wieder geduldet, und zwar an einer offiziellen Schülerveranstaltung.

Schatten der Vergangenheit?

Lediglich ein übler Spuk? Bösartige Vergangenheitsfledderer? Wohl kaum allein. Vielmehr Symptom einer Krankheit, eines erst langsam sichtbar werdenden Krebsgeschwüres? Man gibt sich heute gegenüber ehemaligen Nazis tolerant, sehr tolerant. Jüdisches Schicksal im Dritten Reich interessiert nicht mehr stark. Man kann getrost zur Tagesordnung übergehen. Man muss vergessen und verzeihen. Was aber schlimmer ist als alles Vergessen und Vergessenwollen, ist die Tatsache, dass man jahrzehntelang verdrängte Inhalte wieder auftauchen lassen kann, auftauchen aus der Tiefe einer ungewandelten Gesinnung. Es besteht kein Zweifel an der Reaktivierung antidemokratischer, antisemitischer und faschistoider Grundhaltungen, wobei die üblen Töne keineswegs nur aus der extremen (rechten) Ecke kommen. Antijüdische Haltung und radikale Gesinnung beziehungsweise entsprechende Äusserungen kommen heute aus verschiedenen Lagern. Für mich besteht kein Zweifel an der Tatsache, dass sich Antijudaismus auch tarnen kann. Etwa hinter «Antizionismus». Ich weiss, dass sich am Thema Zionismus, das heute und hier nicht zur Diskussion steht, die Geister scheiden und die Gemüter erhitzen. Gewiss ist nicht jede Kritik am Staate Israel Antijudaismus. Wir müssen uns vor solch voreiligen Schlüssen hüten, denn selbstredend

ist der Zionismus «frag-würdig» wie jede politische Erscheinung. Aber es gilt doch mit offenen Augen zu sehen, dass antizionistische Äusserungen unter Umständen Tarnung sein können, dass im Meinungsstreit um den politischen Zionismus sich die Grenzen zum Antijudaismus verwischen können, einer Gefahr, der selbst gutgläubige, humane Idealisten, denen eine bessere Welt vorschwebt, nicht immer und ganz entgehen. Es gilt da, hellhörig zu sein, wenn auch nicht überempfindlich.

Ein jüdisches Zerrbild

Im weiteren Zusammenhang ein anderes. Wenn zum Beispiel Rainer Fassbinder in seinem umstrittenen Stück «Der Müll, die Stadt und der Tod» in seinem durchaus berechtigten Kampfe gegen kapitalistische Auswüchse das Bild eines reichen, ausbeuterischen, mörderischen Juden zeichnet, so gilt es, zum mindesten aufzuhorchen und die Frage zu stellen: ist da nicht eine Grenze überschritten? Die Entschuldigung der Freunde Fassbinders geht dahin, man habe mit diesem Stück keine Gruppe, auch nicht die Juden diffamieren wollen, sondern lediglich eine miese jüdische Figur als Vertreter des miesen Kapitalismus gezeigt. Man darf Fassbinder nicht unbesehen und grundsätzlich des bewussten Antijudaismus bezeichnen, aber es gilt festzuhalten, dass das Konterfei eines miesen Juden immer noch dazu angetan ist, einen ohnehin sich lediglich stillhaltenden, über Jahrhunderte anerzogenen, latenten Antijudaismus zum Ausdruck kommen zu lassen. Welches auch die Motive Fassbinders gewesen sein mögen – und wir wollen ihm keine falschen unterschieben –, das Zerrbild eines (üblen, selbst wenn der Realität der Stadt Frankfurt entnommenen) Juden, mit dem man die Verderbtheit kapitalistischer Usanzen zu treffen sucht, erweckt meines Erachtens nicht in erster Linie antikapitalistische, sondern antijüdische Reflexe. Das jüdische Zerrbild wirkt, selbst wenn ungewollt, immer realitätsbezogener, wesentlich emotionalisierender und gefährlicher als etwa das Klischeebild eines Kapitalisten mit dicker Zigarre, wo der Verfremdungseffekt genügt, um einen hinter der bildlichen Darstellung noch rationale Schlüsse ziehen zu lassen. Und dies, weil das üble Bild der Juden immer noch zutiefst verwurzelt ist, oft auch noch heute gefördert durch den Religionsunterricht und uralte Vorurteile. Der Shylock aus Shakespeares «Kaufmann von Venedig», der Jud Süss wirken eben anders als der Bösewicht Richard III. oder der Vogt Gessler. In den ersteren wird stets der Jude als Jude betroffen, das heisst nicht als Individuum, sondern als Angehöriger einer Abscheu erweckenden Gruppe, als das böse Prinzip und nicht als verächtlicher Einzelmensch, wie in den letzteren Fällen. Das können keine noch so gewundenen Erklärungen wegdiskutieren, wie etwa, man habe in dem oben erwähnten Stück milieugeschädigte Juden gezeigt, die man letzten Endes für ihre Übeltaten nicht verantwortlich machen könne, also sozusagen auch die Opfer des Kapitalismus. Das sind apologetische

Wortklaubereien und Kleistereien: Tut nichts, der Jude wird verbrannt. Und wenn man sich dagegen zur Wehr setzt, so hat das nicht im geringsten mit Judenhudelei zu tun, auch nicht mit Alibi für eigenes Fehlverhalten, und was da alles noch vorgebracht worden ist.

Die Gefährdung ist real. Was da wieder herausgespült wird, gibt uns zum Nach- und Überdenken Anlass. Aus unserem Wissen um unsagbares Grauen in der Vergangenheit erwächst eine Verantwortung, nämlich eines der schändlichsten Phänomene der Menschheitsgeschichte an seinen Erscheinungsformen zu erkennen und zu bekämpfen. Sonst kann man uns das Recht absprechen, uns humane Demokraten zu nennen.

«Die Schweiz» – so steht es in einer Erinnerung von Friedrich Engels aus den Sturmjahren 1848/49 – «zeigte damals den Emigranten ihre rauhe Seite.» Neunzig Jahre später, Anno 1938/39, war diese Seite nicht zarter geworden. Ich werde nicht vergessen, wie ich in Zürich bei meiner ersten Anmeldung als politischer Flüchtling, dem die Schweiz ja traditionsgemäss Asylrecht gewährt, von der Fremdenpolizei in biederer Mundart angeschnauzt und behandelt wurde, als sei ich ein potentieller Betrüger, Schwindler, Scheckfälscher oder womöglich gar ein Kommunist. Wieviel Geld ich habe, ob ich ein Bankkonto nachweisen könne? Im Augenblick konnte ich das keineswegs. Solche Leute habe man hier nicht gern, warum ich denn nicht geblieben sei, wo ich hingehöre? Was ich verbrochen hätte (wörtlich), dass ich hätte weglaufen müssen? Ich sagte (da man mit politischen Bekenntnissen sehr vorsichtig sein musste), dass meine Mutter jüdischer Abstammung sei. Das wäre kein Grund, hiess es, wenn man nicht selber Jude ist. Und die Juden würden auch nur aus Feigheit wegrennen oder um draussen Geschäfte zu machen, denen passierte dort gar nichts, wenn sie sich anständig aufführten, es werde ihnen nur endlich einmal auf die Finger gesehen. Ich erwähnte die Besetzung Österreichs und die dort herrschenden Zustände. Aber ich sei ja gar kein Österreicher, hiess es, was meinem Pass nach auch stimmte – dann hätte ich doch ins Reich zurück sollen, wo es jetzt so gut geht, anstatt hier zur Last zu fallen. Ich werde niemandem zur Last fallen, sagte ich, und meinen Unterhalt schon verdienen. Aber nicht hier!, schrie man mich an, hier hätte ich kein Recht zu verdienen!

Carl Zuckmayer in seinen Memoiren «Als wär's ein Stück von mir»